

Marie Heim-Vögtlin : 1845-1916

Autor(en): **Lejeune-Jehle, Mathilde**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau**

Band (Jahr): **65 (1953)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-62549>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wie Kinder, die nicht nur für sich, sondern einem verehrten Lehrer zulieb arbeiten, so fühlten sich die Frauen mit der Präsidentin verbunden, von ihr empfangen sie Anregungen, in ihrem Geiste wirkten sie, und gerade auch die Arbeit, die zu Hause im kleinen und stillen getan wurde, band die Bevölkerung an den Verein, so daß er sich immer schöner entfalten konnte.

Durch diese Verbundenheit fühlte sich Frau Villiger gestärkt und ermutigt. Sie fühlte das Verständnis und die Verehrung, die ihr von der Familie, von den Freunden, von bekannten und unbekanntem Mitarbeiterinnen entgegengebracht wurde, und sie empfing dadurch neue Kraft, wenn Anfechtungen von außen sie und ihr Werk herabsetzen wollten.

Sie blieb sich selbst getreu. Die Liebe zu den Mitmenschen und zur Heimat, das vom Vater ererbte starke vaterländische Gefühl blieben wach bis zu ihrem Tode, und als sie im April 1908 nach langer Krankheit und schwerem Leiden starb, durfte man mit heiligem Rechte das Wort auf sie anwenden: «Denn wer den Besten seiner Zeit genug getan, der hat gelebt für alle Zeiten.»

Geschichte des schweizerischen gemeinnützigen Frauenvereins. Zur Feier des 50jährigen Bestehens des Vereins. Zürich 1939. – FRIEDA HUGGENBERGER, Frauen der Heimat, Verlag Rascher, Zürich. – ELISABETH BRAUN, Gertrud Villiger-Keller in ihrer Lenzburgerzeit. Lenzburger Neujahrsblätter 1944.

JOHANNA HENZ

Marie Heim-Vögtlin

1845–1916

Als am 7. Oktober 1845 im Bözener Pfarrhaus die kleine Marie Vögtlin zum erstenmal ihre Augen dem Lichte öffnete, da lag vor ihr ein Leben, das nach menschlicher Voraussicht ablaufen würde, wie eben das Leben jedes braven Pfarrtöchterleins, das – aufwachsend in der Zucht aller häuslichen Tugenden – heranreift zu einer Tochter, die in holder Geduld wartet auf den Mann, den ihr ein gütiges Schicksal vielleicht bereit hält. Und niemand konnte ahnen, daß da in der kleinen Wiege noch andere Schicksalsgaben verborgen lagen, die sich im Laufe der Jahre immer deutlicher zeigten: ein starker Wille und ein lebendiger Geist.

Natürlich gab es nach wenigen Jahren Konflikte! Der leidige Strickstrumpf und der Wissens- und Erlebnisdrang des Kindes lagen in ewigem Kampf. Wohl wurde dem jungen Geist auch sein Recht, und wenn Marie und ihre etwas ältere Schwester auch nie eine öffentliche Schule besuchten, so erhielten sie durch beide Eltern und einen Dorflehrer privaten Unterricht, dem Marie heißhungrig folgte. Einige Pensionsjahre sollten dann ihre Erziehung und Unterweisung vollenden.

Wir sehen sie, sechzehneinhalbjährig, ins Elternhaus zurückkommen, tatendurstig, unbefriedigt, einsam. Ihre Seele sehnt sich nach Nahrung und nach Leistung. Fleißig arbeitet sie in Haus und Garten, aber sie möchte mehr tun, einen Lebensberuf haben, um einmal *helfen* zu können. – Sie bekommt zu helfen! Die Familie siedelt ins Pfarrhaus Brugg über, wo die kranke Mutter bald stirbt. Nun führt Marie den Haushalt mit praktischem Geschick. Daneben hilft sie in der «Armenschule» und im «Kinderspital». Immer deutlicher erblühen ihre Wesenszüge. Ihre Biographin, JOHANNA SIEBEL, sagt von ihr aus dieser Zeit: «Für Marie Vögtlin war das Leben ein köstliches Gefäß, ihr anvertraut, um es in nimmermüder Arbeit bis zum Rande mit Menschenliebe zu füllen.» Es sind die Kranken und Hilfsbedürftigen jeder Art, für die sie sich einsetzen möchte. Aber sie will nicht nur pflegen, sie möchte Krankheiten erkennen lernen und *heilen*, selber Arzt werden.

Kühner Gedanke! Unerhörtes Unternehmen! Weibliche Ärzte gab es in der Schweiz nicht, ja kaum in Europa. Nicht nur der Widerstand der Verwandten war zu erwarten, sondern ihr fehlte ja auch jegliche Vorbildung für das Hochschulstudium. In aller Stille, um den Widerspruch der Familie nicht zu früh herauszufordern, eignet sie sich durch Selbststudium in frühen Morgenstunden die fehlenden Kenntnisse in Latein, Mathematik und Naturwissenschaften an. Sie arbeitet bis zum äußersten, um die häuslichen Pflichten darob nicht zu vernachlässigen.

Als Zweiundzwanzigjährige erbittet sie sich vom Vater die Erlaubnis, Medizin studieren zu dürfen. Mit «großen Sorgen» gewährt er sie, scheut aber dann vor dem Sturm zurück, der sich in der Verwandtschaft, im Städtchen, ja sogar in der Schweizerpresse erhebt. Das Althergebrachte stürzt ein! Die Frau will es dem Manne gleichtun! Es regnet Beschwörungen, Mißdeutungen, Verleumdungen. Die «Familienschande» ist eklatant.

In dieser Drangsal festigen sich Maries Überzeugung und Entschluß. Dem Vater, der seine Einwilligung wieder zurückgezogen hatte, raten

seine besten Freunde, ein Arzt und ein Pfarrer, Maries Wunsch nachzugeben. «Wenn die betreffende Frau dazu paßt, so wird der Beruf der Ärztin prachtvoll werden, und deine Marie paßt dazu.» Dank diesen Einsichtigen gibt der Vater endgültig nach. Von ihm aus darf Marie die Universität beziehen. Darf sie es auch von der Universität aus? Bis jetzt waren nur vier Studentinnen an der Zürcher Universität als Auditorinnen zugelassen. Marie Vöglin war die erste Schweizerin und die erste Frau, die als reguläre Studierende im Oktober 1868 aufgenommen wurde, allerdings nur unverbindlich, sowohl was spätere Prüfungen als auch deren Anerkennung betraf. Der dem Frauenstudium wohlgesinnte Rektor aber immatrikulierte sie privat, noch ehe sie ein Maturitätszeugnis vorlegen konnte. Erst im zweiten Studienjahr legte sie die Maturitätsprüfung an der Aargauischen Kantonsschule ab, mit sehr gutem Resultat. Sie schildert in einem Brief vom April 1870 die freundliche Aufnahme durch die Professoren und die Schüler.

Als Marie Vöglin ihr Studium in Zürich begann, tat sie es mit dem Bewußtsein der großen Verantwortung für das Frauenstudium. «Ich fühle, daß ich im Namen meines ganzen Geschlechtes dastehe und wenn ich meinen Weg schlecht mache, für mein ganzes Geschlecht ein Fluch werden kann.» Schlicht in Wesen und Kleidung, besucht sie die Vorlesungen, arbeitet eifrig im Anatomiesaal und findet, wo sie «Kälte und Härte erwartet hatte, lauter Güte und Freundlichkeit». Auch die Professoren, welche gegen das Frauenstudium waren, wollten sie ihr Experiment machen lassen. Kein Wunder, daß in ihr Lebensfreude und Tatendurst durchbrechen! Denn nun ist sie an der Quelle, aus der sie unermüdlich schöpfen kann, endlich sich auf dem Wege wissend, der sie ihrer Berufung entgegenbringt.

Im Sommer 1870 besteht sie mit Erfolg das erste propädeutische Examen, das aber erst rechtliche Gültigkeit erlangt, als im November gleichen Jahres die Konkordatskantone sich für die Zulassung weiblicher Kandidaten zum Konkordatsexamen entschieden. Eine «endlose Freude» bereitet ihr die Arbeit in der Poliklinik; denn nun kann sie endlich tätig helfen! Nachdem sie 1873 das Staatsexamen mit bestem Erfolg bestanden hatte, bedurfte es nochmals eines Beschlusses der Konkordatsbehörde und der Medizinalbehörden, ehe Marie Vöglin berechtigt war, eine ärztliche Praxis auszuüben. Vorerst ging sie, um Arbeitsmethoden und Erfahrungen anderer Universitäten kennenzulernen, für ein Semester nach Leipzig, wo sie von den Professoren

freundlich aufgenommen wurde, durch die Studenten aber sture Ablehnung erfuhr. Anschließend wurde sie für eineinhalb Jahre Assistentin beim bestbekanntesten Frauenarzt Prof. Winkel in Dresden. Dort schrieb sie auch ihre Dissertation und legte darauf im Sommer 1874 ihr Doktor-examen in Zürich ab.

Nun war das Ziel erreicht, dem sie in Kampf und Hingabe zugestrebt hatte; jetzt sollte es sich erweisen, ob es ein rechtes Ziel gewesen war!

Im Juli 1874 eröffnete Marie Vögtlin an der Hottingerstraße in Zürich ihre Praxis als erste schweizerische Ärztin. Von Anfang an zeigte sich, daß nicht nur die früheren Patientinnen aus der Poliklinik zu ihr kamen, sondern daß überhaupt von seiten der Frauen ein großes Bedürfnis nach weiblichen Ärzten bestand. Ihr Feingefühl, verbunden mit einer guten Beobachtungsgabe, diagnostischem Scharfblick und einer sichern Hand weckten überall Vertrauen. Wer zu Marie Vögtlin kam, fand in ihr aber nicht nur die fähige Ärztin, sondern das liebende Verstehen einer Schwester und die helfende Güte einer Mutter. Stets stand auf ihrem Schreibtisch ein «Kässeli», in welches sie griff bei jenen Nöten, die durch Medizinen allein nicht geheilt werden konnten. Was Wunder, daß sie von besonders vielen «armen Wibli» aufgesucht wurde!

1875 verheiratete sich Marie mit ALBERT HEIM, Professor der Geologie am eidgenössischen Polytechnikum. Wie wird sie den neuen Beruf der Hausfrau koordinieren können mit der gewaltigen Praxisarbeit? Im Haushalt half ihr glücklicherweise stetsfort eine treue Hausgehilfin. Ohne ein tiefes Verständnis jedoch für Art und Aufgabe des Ehepartners, ohne gegenseitige tapfere Bereitschaft auf Verzicht eigenen Lebensgenusses, ohne größte Zucht in der Durchführung der Tagesarbeit hätten beide nicht das aus ihrer Ehe machen können, was sie vorbildlich gemacht haben. – Als sich nach sieben kinderlosen Jahren zuerst ein Sohn und später eine Tochter einstellten, zu denen sich bald noch ein kleines Pflügetöchterchen gesellte, da wuchs Marie Heim aufs schönste in die Mutterschaft hinein. Wie war sie glücklich, ihre Kinder selbst stillen zu können, und wie widmete sie sich ihnen jede Stunde, die sie der Berufsarbeit abringen konnte! Immerhin mag manch schwerer Verzicht für Mutter und Kinder aus diesem Doppelberuf gewachsen sein . . . Es brauchte wohl Maries zähen Willen, der sie hart gegen sich selbst machte, um durchzukommen. In ihren Anforderungen gegen die Umwelt war sie unsentimental streng, wenn auch nie schroff, dem Leidenden gegenüber aber mit jener liebenden Geduld gewappnet, die aus ihrem so-

zialen Verständnis und ihrem tiefen Mitgefühl für alle menschliche Not stammte. So lebte sie nach dem schönen PARACELSUS-Wort «Der Grund der Arznei ist *Liebe*.»

Gegen jenen Anteil an menschlicher Not, den Unsittlichkeit und Alkoholismus in erschreckendem Maße hatten, kämpfte sie unermüdlich mit Belehrungen und zweimal auch öffentlich mit einem Vortrag und mit Flugblättern, so ungern sie an die Öffentlichkeit trat.

Mit den Jahren trat sie einen Teil ihrer Praxis an jüngere Kolleginnen ab, deren einige sich in Zürich niedergelassen hatten. Aber andere Aufgaben warteten: die Planung und der Bau des Schweizerischen Frauenospitals mit Pflegerinnenschule, deren Mitbegründerin und Quästorin Marie Heim war. Sie übernahm dort die Betreuung der «Kinderstube»; denn die Kinder standen ihrem Herzen immer am nächsten. Für sie hatte sie auch ein Schriftchen verfaßt: *Die Pflege des Kindes im ersten Lebensjahr*. Und vielen mutter- und vaterlosen Kindern hat sie durch Vermittlung von Adoptionen Eltern und Heimat geschenkt.

So steht sie vor uns, *das große mütterliche Herz*: als Pionierin für den schönsten Frauenberuf, als leuchtendes Beispiel dafür, daß man aus dem engezogenen Kreis der Frauen heraustreten, ganz Arzt sein und doch ganz Frau und Mutter bleiben kann.

Sie entschlief nach langer Krankheit, mitten im Jammer des Ersten Weltkrieges, am 7. November 1916, *Mutter bis zum Ende*, da ihre müden Lippen als letztes Wort flüsterten: «*Schützengräben . . .*»

Schriften

Von Frau Dr. MARIE HEIM: *Über den Zustand der Genitalien im Wochenbett*. Dissertation. Leipzig. 1874. – *Einige Fälle seltener Blasenerkrankungen*. Correspondenzblatt für Schweizer-Ärzte, Jahrgang IX, 1879. – *Die Pflege des Kindes im ersten Lebensjahr*. Im Auftrag des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins. 1898. – *Die Aufgabe der Mutter in der Erziehung der Jugend zur Sittlichkeit*. Vortrag, gehalten an der Jahresversammlung des Zürcher Frauenbundes zur Hebung der Sittlichkeit. Zürcher & Furrer, Zürich. 1904. – *Worte einer Mutter an Mütter*. Flugschrift Nr. 5 des Abstinentenverbandes der Stadt Zürich. 1907.

Quellen: Johanna Siebel, *Das Leben von Frau Dr. Marie Heim-Vögtlin*. Verlag Rascher & Cie., Zürich 1919. – Prof. ALBERT HEIM, *Dr. med. Marie Heim-Vögtlin, 1845–1916*. Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft. Sauerländer, Aarau 1917. – Dr. ANNA HEER, *Frau Dr. med. Marie Heim-Vögtlin*. Correspondenzblatt für Schweizer-Ärzte, 1917. Benno Schwabe, Basel 1918.

MATHILDE LEJEUNE-JEHLE



MARIE HEIM-VÖGTLIN
1845-1916